Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 33

Artikel: Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]

Autor: Schäfer, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642505

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33
XXI. Jahrgang
1931

Bern, den 15. August 1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Die letzte Garbe.

Von Rob. Scheurer.

Das werkt und tummelt in der Runde!
Hier liegen Garben, Wall an Wall;
Dort ziehn schon hochgetürmte Fuder
Im Feldweg unter Peitschenknall.
„Drauf, Leute", ruf ein junger Bauer,
„Rasch in die Scheune mit dem Rest!
Die letzte Garbe ist zu bergen,
Denn morgen han wir Sichelfest!"
Die junge Bäu'rin schafft und werket.
Ein heimlich Glück ihr Antlitz hellt.
Doch jählings bleichen ihre Wangen;
Sie seufzt und stürzt aufs Stoppelfeld . . .

Die Sonne sinkt. Im Abenddämmern
Fährt sacht ein Wagen durchs Gefild.
In weiche Halme lind gebettet
Die junge Frau liegt bleich und mild.
Sie schaut mit glückverklärtem Lächeln
Im Hof das letzte Erntegut
Und dann hinab, wo ihr am Busen
Ein Kindlein — ihre Ernte — ruht.
Da naht behutsam sich der Bauer,
Hebt hoch das Kind vom warmen Nest:
Gott segne uns're letzte Garbe;
Nun han wir morgen Sichelfest!"

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer. 3

II.

Als Johannes — der sich nun Müller nannte, in Woll- und Strumpfwaren, auch Trikotagen — an dem Sonntagnachmittag den Felsweg zur Martinskapelle hinaufging, um von da über den zackigen Felsrand an die Bleyburg zu kommen, war er doch wieder der seinem Hauslehrer entlaufene Student aus Basel; denn die grauen Eidechsen zu beobachten, wie sie aus den Spalten der Weinbergsmauern lüstern an die Sonne kamen, um blitzschnell in ihr kühles Dunkel zu verschwinden, oder den Schleppkähnen nachzuträumen, wie sie leer zu Paaren oder Vieren aneinander gekoppelt von geschwinden Dampfern abwärts gezogen wurden und so von oben gesehen und an einem Weinstockblatt gemessen, kaum größer als die Eidechsen waren: dazu hat ein Geschäftsreisender auch am Sonntag keine Zeit, weil er mit seinen Spesen handgreiflichere Vergnügungen zu finden weiß.

Er wollte, als er nach einer reichlichen Stunde versonnener Zeit endlich bei der Kapelle und dem kleinen Kirchhof war — wo sich unvermutet hinter einem Hohlweg überm Rhein ein wiesengrüner Bachgrund öffnete und bis in die blauen Höhen mit Waldhängen hinaufzog — nach links über den Felsrand zu einem Pavillon hinauf, von dem er sich einen Blick auf die Burg und zugleich über den Ort erhoffte, fand sich aber durch einen Stacheldraht gehindert; und als er den auf einer Schutthalde steil und mühsam umgangen hatte, sah er den Platz gerade von einer Schar lärmender Burschen gestürmt. Er zog sich, wie er glaubte, unbemerkt zurück, kam jedoch ins rutschen, wollte sich an einem Strauch halten, fiel hin und kollerte bis auf den Weg hinunter, wo er unbeschädigt aufstand und sich an dem kleinen Mißgeschick belustigt hätte, wenn nicht wieder das Gelächter vom vergangenen Abend über ihn gekommen wäre. Es verdroß ihn, Zuschauer gehabt zu haben, so ging er rasch um die Ecke den Fahrweg hinauf, der von hier aus ziemlich gerade an dem langen Bergrücken vorbei und zuletzt steil zur Burg hinaufführte. Unterwegs nahm er wahr, daß nach dieser Seite ein gepflegter Weg von dem Pavillon herunter kam, seine Kletterkünste also unnütz gewesen waren; als er höher war, sah er die Burschen schon wieder lärmend hinunterstürmen und war froh, daß sie — die augenscheinlich den Ort durch laute Streiche im Aerger hielten — nach der Kapelle hin abbogen.

Die Burg war nicht zugänglich und in einem bösen Geschmack mit Erkern und Zinnen ausgebaut; nur die Wirtschaft im alten Torbau stand offen und die äußere Terrasse, wo man durch Brombeersträucher fast senkrecht auf die engen Höfe und Schieferdächer des alten Ortes und in das abgeschlossene Stück Rheintal wie in einen Krater sieht. Er stand da lange und mußte denken, wie seltsam dies doch

mit der Heimat und den Jugendeindrücken wäre: obwohl er nur bis zum siebenten Jahr im Elsaß gewesen und gleich vor dem Krieg nach Basel gekommen war, stand das Bild der blauen Vogesenmauer hinter grünen Gebreiten mit schlanken Pappelruten, hölzernen Kanalbrücken und schwarzrot bedachten Häusern so lebhaft in ihm, daß sein Gefühl unwillkürlich jede Landschaft daran maß und sie je nach der Verwandtschaft als vertraut oder fremd empfand. Hier zwischen diesen Felshängen und Steildächern, deren Schiefergrau selbst in den Grashängen und dem Laub der Bäume noch durchzukommen, das den dunstigen Himmel wie den Wasserspiegel zu färben schien, sodaß der helle blaugrüne Rhein seiner Heimat nun ein graues Gewässer war, darauf die Schleppkähne wie Kellerasseln lagen: hier hätte er Jahre lang wohnen können und alles würde ihm doch fremd und unheimlich bleiben. Diese Unheimlichkeit der Rheinlandschaft, die er nach allen Schilderungen nicht erwartet hatte, machte, daß ihn die Stille des Sonntagnachmittags auf dem alten Burggemäuer spukhaft berührte.

So schrak er auf, als unvermutet Schritte kamen und sich jemand — den Hut in der Hand, wie es Kleinbürgersleute machen — zu ihm stellte: ein handfester Kerl mit rotgesprenkelte Backen, der ihn um irgend etwas ansprach. Es dauerte lange, bis er mehr als ein paar Worte verstand und auch dann erst aus seinen Handbewegungen erriet, daß der Bursche etwas verloren hatte, was er gefunden haben sollte. Während er ihn noch abwehrte, sah er sich auch schon von einem Trupp junger Leute eingeschlossen, die alle sehr höflich waren, ihn aber unzweifelhaft beschuldigten, eine Geldtasche von dem Menschen gefunden zu haben, den sie Anton nannten und der nun schon handgreiflicher neben ihm stand: Weil er als einziger nach ihnen den Burgweg hinaufgekommen wäre, könnte es niemand anders gewesen sein! — So zwischen den hohen Burgmauern und dem senkrechten Abhang nicht übel gestellt, machte sich Johannes schon die sonderbarsten Gedanken über die Gesellschaft und überschlug in der Erinnerungsfolge phantastischer Räubergeschichten, ob es nicht klüger wäre, diese Freibeuter irgendwie mit einem Lösegeld abzufinden: als die sich nach einem Mann umwandten, der anscheinend als Sonntagsspaziergänger zufällig durch den Torweg kam; nach seiner reichlich verbrauchten Kleidung ein Handwerksmann wie die andern, aber mit seinem Knebelbart, dem Künstlerschlips und dem Gehrock aus blauem Tuch augenscheinlich bemüht, etwas besseres vorzustellen.

Der fragte gleich — die Stimme war heiser und Johannes sah auch den rotgeränderten Augen an, daß er ein Trinker war — was es da gäbe? Und als ihm einer, den er mit Heinrich anredete, ein bläßlicher Jüngling, schüchtern aber mit theaterhaften Reden den Fall erklärte, während die andern wie Statisten auf der Bühne schweigend abwarteten, wandte er sich als der Heldenspieler der Bande Johannes zu, den die Komödie zu sehr überraschte, als daß sein Aerger gleich Luft bekam: Wenn es der junge Herr erlaube, wäre es am einfachsten, seine Taschen zu visieren! Obwohl er weder als Johannes Müller, in Woll- und Strumpfwaren, auch Trikotagen, noch sonst bereit war, das zu erlauben und die Komödie länger mitzumachen, hatte ihm der Mensch mit einem Griff von merkwürdiger Gewandtheit einen ledernen Geldsack aus der Rocktasche geholt, bevor er sich wehren konnte. Der, den sie Anton nannten, und der jetzt erst wieder seinen Hut aufsetzte, erhielt sein reklamiertes Eigentum zurück, die andern machten noch eine höhnische Verbeugung, dann gingen sie stillschweigend wie Statisten fort.

Johannes war so verdutzt, daß er sie gehen ließ, dankbar, sie mit der Komödie wieder los zu sein: sie waren aber noch nicht im Tor, als der Knebelbart dem Anton eine Börse hinhielt: dann gehörte ihm die wohl nicht? Und während der Bursche trotzdem gleich danach griff: So gib dem jungen Herrn sein Eigentum zurück.

Als Johannes den Menschen schon wieder mit dem Hut in der Hand auf sich zukommen sah, wurde ihm der Spaß zu plump, der hier am hellen Tag mit ihm getrieben wurde; er ging im raschen Zorn an ihnen vorbei dem Ausgang zu, um endlich von den Kerlen loszukommen.

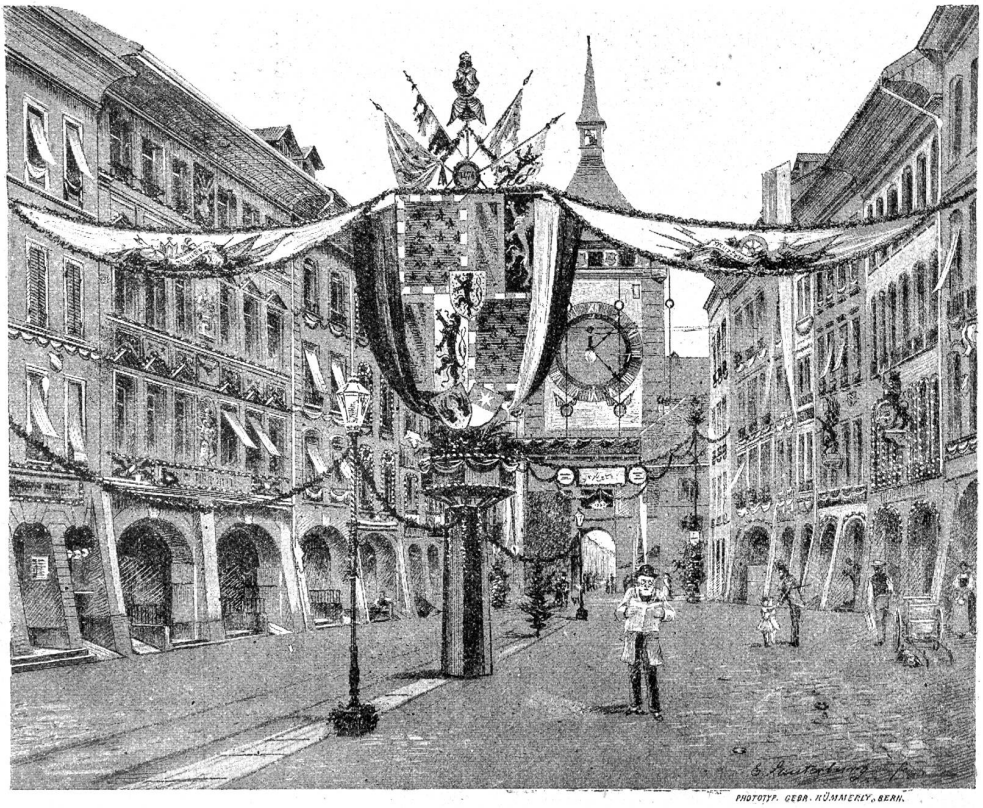
Warum denn sein Vermögen so verschwenden? hörte er die heisere Stimme des Knebelbartes hinter sich her spotten, und wie er sich doch noch einmal umwandte, wurde es ihm für einen Augenblick kurios im Kopf; denn was der Anton hinter ihm herbrachte in seiner höhnischen Demut, war wirklich seine altmodische grüne Börse, die er in den hinterlassenen Dingen seines Vaters gefunden hatte und seitdem als eine Art Andenken trug. Indem er, von aller Haltung verlassen, nach seiner Hosentasche griff und endlich das verblüffte Gesicht machte, worauf die Spaßvögel nur gewartet hatten, brach auch schon wieder ihr Gelächter los, das er nun kannte.

Er sah jetzt, daß alles nur ein verabredetes Taschenspielerkunststück gewesen war, aber als ihm der mit dem Knebelbart ruhmredig auseinander setzte, wie sie die Börse unten bei der Martinskapelle gefunden — wo er sie augenscheinlich mit dem Taschentuch herausgezogen hatte, als er durch ihr Gelächter verwirrt, die Erde von seinen Hosen abklopfen wollte — und daraufhin diesen Spaß verabredet hätten: mußte er ihnen wohl oder übel dankbar sein, sein Eigentum wieder zu haben, ohne das er weder im Herzog von Nassau seine Zeche bezahlen, noch abreisen konnte und also mit seinem Abenteuer an ein blamables Ende gekommen wäre. So konnte er, als ihm der Mensch nahe legte, den Finderlohn in der Burgwirtschaft mit einem Liter Wein abzustatten — was dankbar angenommen würde — nicht gut abwehren und saß nach wenigen Minuten mit einer Gesellschaft beim Wein, in die er auf die sonderbarste Art gekommen war.

Er ließ sie einen am Ort gewachsenen Riesling aussuchen, den sie rühmten, und stieß mit jedem an; es waren meist Söhne von kleinen Winzersleuten, wie er bald merkte, auch Handwerksgesellen, lauter junge Menschen, die von dem schon ergrauten Knebelbart in einer komischen Unterwürfigkeit gehalten wurden. Der gab sich mit witzelnden Trinksprüchen und weitgehenden Handbewegungen als ein Mann von Welt, goß den Wein in ganzen Gläsern hinunter und randalierte unaufhörlich. Johannes fand sich nicht zurecht mit dieser überlauten Art, er wäre bald gegangen, wenn seine Verpflichtung und mehr noch seine Scheu, schließlich aber ein beginnendes Behagen ihn nicht festgehalten hätten.

Als unvermutet sein Abendschiff die Ankunft läutete, das er nun auch versäumte, hatte er längst seinem anfäng-

lichen Mißbehagen eine stille Predigt gehalten: daß dies doch nun ein Stück rheinischen Lebens vorstelle, wie es Goethe auf dem Rochusberg erlebte, und daß seine einsame Sehnsucht nichts wäre als die Unfähigkeit, aus seiner eigenen Haut herauszukommen. So blieb er tapfer, saß und trank mit ihnen, bis das Gemäuer der Burg undeutlich in dem Dämmerungshimmel stand und unten auf dem Rhein die Schiffe rote und grüne Lichter aufsteckten. Er kam schließlich selber mit ins Gespräch, und weil er wohl scheu war, etwas von sich in Worten preiszugeben, aber nach der ersten Ueberwindung den Reiz gern spürte, mit einer gelegentlichen Frage in das Gespräch der andern einzugehen, sich also zuhörend und sprechend gewissermaßen seiner selbst zu entledigen; und weil ihm das bei dem Lärm besser als sonst gelang, vielleicht aber auch, weil ihm der ungewohnte Wein nun endlich die Zunge löste: fand er sich zum erstenmal seit seiner Flucht in einer befreiten Stimmung. Er glaube, nie die Schönheit eines Frühsommerabends so gefühlt zu haben, wie der mit seinem letzten Licht gleich in die Helligkeit des Mondes überging, sodaß der Tag kein Ende nahm; und fast romantisch war es für ihn, daß die Reblaube über ihnen sich mit ihren dünn belaubten Ruten wie ein durchbrochenes Dach in die schimmernde Helldunkelheit einzeichnete.



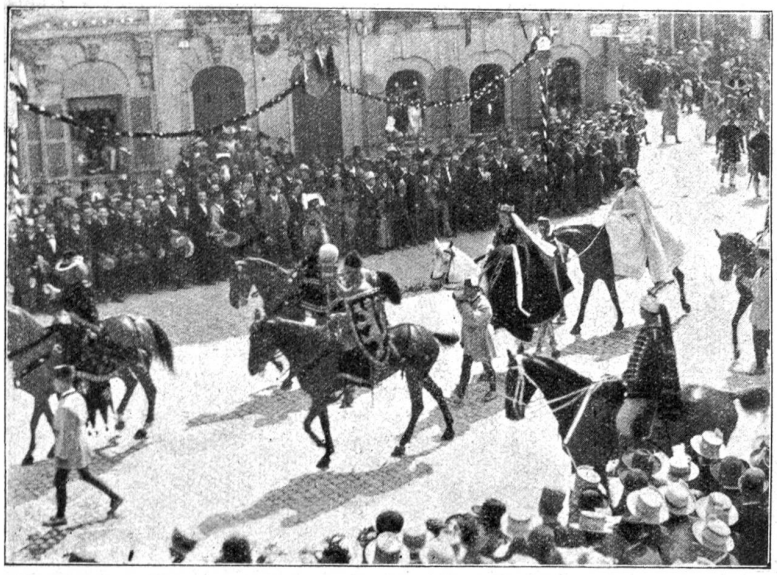
Von der Gründungsfeier der Stadt Bern im Jahre 1891. Dekoration der Marktgasse.

Die andern blieben nicht alle höflich mit dem Wein; die Späße wurden plumper und das Gelächter albern, sodaß der Knebelbärtige manchmal mit seiner Theaterstimme dazwischen krähen mußte. Besonders den Anton, der ein Küfer war und unmenschlich trank, begann sein Blut zu zu plagen; dagen wurde der blasse Heinrich — ein Setzer aus dem Wuppertal, der hier als Faktor die kleine Ortsdruckerei besorgte — immer schwärmerischer; er wollte weinerlich verzückt auf einem Mondstrahl schräg über den Mauerrand hinunter in seine Wohnung gehen, deren Dach er unten sah, und mußte festgehalten werden.

Zum Schluß brach noch ein Streit aus, von dem Johannes nicht mehr viel begriff, weil ihm der Weindunst mit einer dicken Decke aufs Gehirn gesunken war. Sie wurden von dem mürrischen Wirt hinausgewiesen, dem es um der Schloßherrschaft willen längst zu spät und laut mit ihnen geworden schien, und kletterten mit Lärm und Gelächter in ziemlicher Dunkelheit — der tückische Mond war hinter schwarzen Wolkendecken verschwunden, auch wetterleuchtete es in der Ferne — einen steilen Zickzackweg hinunter, der in winkelige Hintergassen und schließlich durch einen Torgang auf den dreieckigen Marktplatz führte, wo sie zu einer Kette angefaßt, singend einen Ringelreihen machten und vor dem Nachtwächter mit Indianergeheul davonrannten.

Johannes wurde ein paar Schritte mitgerissen; doch ließ er los, weil ihm der Tanz und diese Flucht zu albern geworden waren. So fiel er dem Nachtwächter in die Hand; in einer Aufregung, die er nicht verstand, hatte der ältliche Mann schon seinen Säbel gezogen und schien, gereizt genug, damit zu stechen und zu schlagen. Er nannte unaufgefordert seinen Namen, nicht Müller und auch nicht Trikotagen; doch ließ der Wächter sich seine Amtsgewalt, ihn zu verhaften, um so weniger ausreden, als ihn die andern rund herum aus allen Schlupfwinkeln verhöhnten und auf dem nächtlichen Platz mit aufgerissenen Fenstern, schimpfenden Weibern und den pfeifenden Genossen ein mörderlicher Lärm war. —

Er fand sich nach einer Viertelstunde trotz allem Einspruch und gütigen Zureden an den weißen Schnauzbart in einem stockdunklen Gefängnisraum wieder mit einem dunstig beschwerten Kopf, darin sich die Scham über seinen Zustand mit dem Zorn bekämpfte, so hilflos in dieses Loch gekommen zu sein. Es war, wie er bei der Laterne des Wächters noch bemerkt hatte, ein altes Burggebäude und allmählich erkannte er auch oben eine Mauerluke, wie eine Schießscharte breit; er hatte beim Eintritt einen schweren Holztisch gesehen, nun tastete er sich im Dunkeln an den heran und schleppte ihn bis an die Mauer, fühlte sich auch wieder nüchtern genug, ohne Schwierigkeiten hinaufzuklettern. Leider erwies sich die Luke kaum breit genug, seinen Arm hindurchzustrecken, auch war sie für bösere Gäste noch mit eisernen Querstäben fest versichert; doch blieb er auf dem Tisch und sah hinaus, auf diese Weise eine nächtliche Aus-



Historischer Festzug an der Gründungsfeier der Stadt Bern 1891.
Berchtold V., Herzog von Zähringen (v. Stürler, Jegenstorf) und Clementia von Auxonne, seine Gemahlin (Frl. Eugenie Escher). Links: Cuno von Bubenberg (Herr Rytz).

sicht genießend. Sie war interessant genug, ging über ein Gewinkel von dunklen Dächern, da das Gefängnis hoch lag, auf ein blaß leuchtendes Stück Rhein und auf den dunklen Bergzug dahinter, der seine Linie mit zwei Pappeln — er kannte sie von seinem Spaziergang am Mittag noch gut, sie standen bei einer kleinen Mühle, die da oben in der Bergfalte hing — deutlich hinzog. (Forts. folgt.)

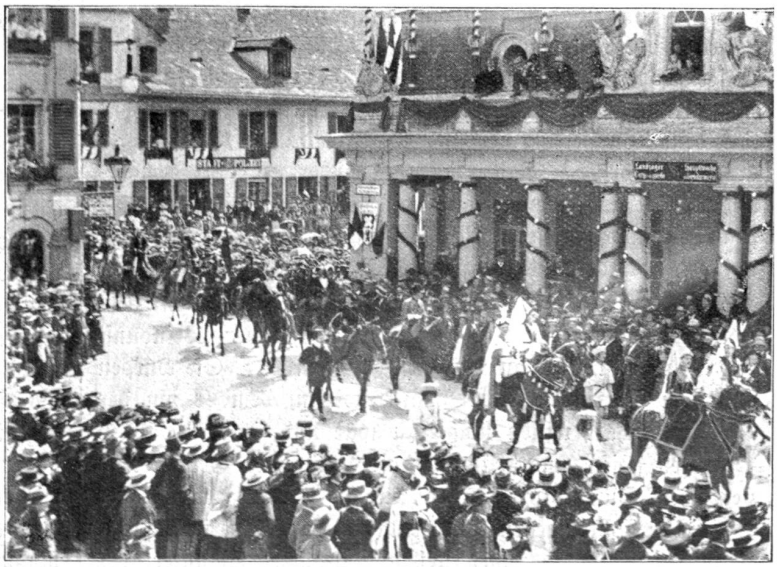
Bern 1191—1891—1931.

In diesem ereignisreichen und flott bewimpelten Hyspasommer werden vermutlich nur wenig Berner aus der älteren Generation sich bewußt werden, daß es heuer vier Jahrzehnte sind, seit die Stadt in einer Feier größten Stils das Andenken an ihre Gründung im Jahre 1191 beging. Wer erinnert sich noch daran? Doch, es sind ihrer nicht wenige! Und wenn dem Andenken freier Raum gegönnt wird, so zieht ein prächtiger Zug von bunten Gestalten vor der Erinnerung herauf. Denn so manches Fest seither die Bundesstadt zur Freude aufrief und tausend Fahnen und Wappen in die Gassen streute, jener eine festfreudige Eindruck, jener Jubel, der alt und jung hinriß und die ganze Stadt in der riesigen Festspielhalle auf dem Kirchenfeld — damals eine einzige grüne Wiese — zusammenrief, all diese Eindrücke wurden seither wohl kaum mehr erreicht und dürften auch in Zukunft schwerlich zu erreichen sein. Ist es doch das eigentliche Stamm- und Urfest der Stadt. Wie wird es anno 1991 denen vorkommen, die jetzt Kinder sind? Wohl kaum so herzlich und gemütlich wie den Bernern von 1891. Die Stadt hatte damals noch weit mehr von ihrem alten Charakter, und der Gedanke der Gründung konnte einem viel eindrücklicher und wichtiger vorkommen als heute und natürlich vollends als 1991. Es glänzte damals alles mehr von Freude und roch weniger nach Reklame. —

Schon ein Jahrhundert vor der letzten Gründungsfeier hatte man an eine festliche Begehung des bedeutungsvollen Jahres gedacht. „Möchten doch bessere Zeiten und eine mehrere Aufklärung Anno 1891 unsern Nachfahren erlauben, den nun gemachten Plan auszuführen! So würden sich die guten Folgen zeigen, welche man hundert Jahre früher davon sich hätte versprechen können! Non si male nunc et olim sic erit!“ Mit diesem halb schmerzlichen und halb zuversichtlichen Worten schloß im achtzehnten Jahrhundert der Schriftführer des „Aeußern Standes“ das Protokoll über die von dieser Gesellschaft mit Genehmigung der Regierung geplant gewesenen Jubiläumsfeierlichkeiten für 1791 ab. Und im Festbericht von 1891, dem das Zitat entnommen ist, schließt sich der frohe Satz an: „Selten ist ein Wunsch herrlicher in Erfüllung gegangen als der im oben zitierten Satz geäußerte.“ Anno 1791 hatten widrige Zeitumstände die Behörden veranlaßt, die Abhaltung des Festes zu widerrufen, dessen Programm schon in allen Teilen ausgearbeitet vorlag. Es waren schon die Schatten der Ereignisse, die wenige Jahre später für Bern die trübsten und demütigendsten Tage brachten, die die stolze Stadt je erleben mußte. Ob heute in sechzig Jahren eher eine 1791er oder eine 1891er Stimmung herrschen wird? —

Der erwähnte Festbericht erschien noch im Jubeljahre 1891 in der Verlagsbuchhandlung Schmid, Francke & Cie. und gibt Einblick in die Arbeiten aller Komitees, in die Tage der ernsten Sitzungen und in die, wo alles freudig aufgeregt hin und her rannte. Man hat ähnliche Berichte seither oft in den Händen gehabt; aber im Gründungsfeierjahr muß eine besondere Luft geweht haben. Liest man doch noch heute etwa in Nekrologen, daß der Verstorbene anno 1891 im Festspiel einen Helden oder Schultheiß gespielt habe; und der Darsteller des Herzogs Berchtold rühmte sich zeitlebens dieser ehrenvollen Aufgabe und rechnete jene Tage zu seinen glanzvollsten. Auch liest man z. B. in dem kürzlich erschienenen geistvollen Berner Spiegel von Gonzague de Reynold („Vom Geist und Wesen Berns“, Verlag A. Francke), daß der Verfasser damals als Knabe im Wagen von Freiburg herüberfuhr, um den Festzug zu sehen, daß auf allen Straßen schon vor Sonnenaufgang festliches Volk in Scharen und jauchzend in die Stadt zog — die Frauen meist in Tracht — und daß von den Festlichkeiten selber ein unvergleichlicher Glanz ausging, so daß de Reynold die Gestalten und Gruppen des Zuges noch heute so farbenprächtig und lebendig beschreibt, als hätte er sie eben unter den Augen. —

Das Gründungsfest dauerte vier Tage, vom 14. bis



Historischer Festzug an der Gründungsfeier der Stadt Bern 1891.
Die Damen Bubenberg (Frl. E. v. Wattenwyl, Frau von Jenner-Marcuard, Frl. M. Marcuard, Frl. H. v. Hallwyl). Dahinter Hans von Hallwyl (Hr. Edm. von Grenus), Scharnachtal (Hr. A. von Ernst) und andere.